



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Deutsche Kunst und Wiener Kritik. Unter der Aufschrift „Erinnerungen an Anselm Feuerbach“ ist vor kurzem in der Frankfurter Zeitung ein Aufsatz von Dr. Albert Jlg in Wien erschienen, worin von dem Vorrecht der Tageskritik, ungründlich zu sein, in einer so ausgiebigen Weise Gebrauch gemacht ist, daß eine Berichtigung um so gebotener erscheint, als auch der Ton, in dem die Ausführungen gehalten sind, dem Geiste rein sachlicher Kritik wenig entspricht. Der Verfasser wendet darin unter dem Scheine der Unparteilichkeit die wohlbekannte Taktik an, mit Hilfe gelegentlich eingestreuter vager Lobesspenden seinem Tadel eine um so eindringlichere Wirkung zu sichern, verwickelt sich aber dabei in allerlei seltsame Widersprüche, die auf seine Logik wie auf sein Wissen ein bedenkliches Licht werfen. Er verwahrt sich feierlichst dagegen, an dem Haß des Altösterreichertums den Eingewanderten gegenüber teil zu haben, und führt eine Reihe von ruhmreichen Namen Fremder auf, Schwaben und Schweizer, Franken und Sachsen, Italiener, Franzosen und Spanier, die der Kultur seines Heimatlandes zum Segen gereicht hätten und schließlich reichern geworden wären. Anders aber sei es mit Feuerbach, der „eine so vollkommen fremde gewesen sei, daß sie ihn nie wirklich reicher habe werden lassen. Wie ist uns doch? war denn Feuerbach nicht ein Chinese, oder war er nicht vielmehr zu Speyer am Rhein geboren? Bei näherem Zusehen stellt sich heraus, daß der Kritiker, indem er von der Stammesart Feuerbachs spricht, in Wirklichkeit die Geistesart des Künstlers darunter versteht: die Leistungen Feuerbachs haben ihn immer kalt gelassen; die Art dieses Meisters war ihm niemals sympathisch; folglich verträgt sie sich nicht mit der eigentümlichen Stammesart des althistorischen Östereichs, denn nach Dr. Jlg giebt es Gegensätze, die sich ihrer ganzen Art und Wesenheit nach mit diesem — wie er sich geschmackvoll ausdrückt — Lokalgeruch nicht vereinbaren lassen. Als ein solcher Gegensatz gilt ihm Feuerbach: „Ein bei mancherlei Schwächen“ zwar auch für ihn „unleugbar hochbedeutsamer Künstler,“ „ernst, tief, geistvoll, gebildet,“ „von überlegnem Werte,“ „aber der Arme geriet krank und weltunkundig, mit der Aufgabe, die Akademie zu reformiren [reformiren zu sollen, schreibt der Verf.], in das ihm völlig fremde Wien; der Sohn eines Philosophen, als Maler selber mehr Philosoph als Maler, in der Keuschheit kleindeutscher Provinzverhältnisse aufgewachsen und nun mit einemmale in das Babel der europäischen Großstadt geworfen, das er nicht verstand, und das ihn nicht verstand, das er verachtete, und dem er lächerlich vorkam, mit krankem Leibe und mit siecher Seele, die ihn zwangen, die angenommene Stelle alsbald wieder zu verlassen, um einsam zu sterben.“

Wer so taktvoll ist, jemand seine unverschuldete Herkunft vorzuwerfen, sollte sich wenigstens über diese gehörig unterrichtet zeigen. Feuerbach der Sohn eines Philosophen, als Maler selber mehr Philosoph als Maler? Herrn Dr. Jlg ist es also unbekannt, daß nicht der Philosoph Ludwig Feuerbach der Vater des Malers Feuerbach war, sondern dessen ältester Bruder, der geniale und geistvolle Archäologe und Ästhetiker Anselm Feuerbach, der seinem Sohne brauchbareres für seine Kunst zu vererben hatte als Philosophie. Mit welchen Augen muß man überhaupt diesen Künstler gesehen haben, um ihn philosophisch zu finden? Die einzigen

Mittel, die der bildenden Kunst ermöglichen, die Philosophie in den Bereich ihrer Darstellungen zu ziehen, Symbolik, Allegorie und Mystik, sie alle drei sind Feuerbachs Kunst so gut wie vollständig fremd geblieben.

Aber nicht allein die Philosophie stand nach Dr. Jlg dem Künstler hinderlich im Wege; zu seinem Unglück war er, der „Professorssohn,“ auch noch in der Keuschheit kleindeutscher Provinzverhältnisse aufgewachsen. Das große Kontingent der Professoren, dem die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts anvertraut ist, mag sich bei unserm Kritiker hierfür bedanken, für ihn ist offenbar nicht nur die Philosophie, sondern Bildung überhaupt vom Übel. Diese ist gut für die „da draußen in den deutschen Kleinstädten,“ in Wien braucht man sie nicht.

Wir beneiden niemand um die Segnungen eines großstädtischen Vabels, besonders nicht um den Vorzug, sie schon mit der Muttermilch eingesogen zu haben, möchten aber doch bezüglich Feuerbachs bemerken, daß ihn sein Lebensweg über Düsseldorf und München nach Antwerpen und Paris, dann nach Venedig, Florenz und Rom, somit doch wohl nicht ganz unvorbereitet in das Vabel an der Donau geführt hatte. War er gleichwohl für „Wiens heiße Scholle“ zu weltkundigen Sinnes, so wollen wir es ihm zugute halten um Mozarts, Beethovens, Schuberts und Grillparzers willen, die in und trotz Wien verlassen und einsam lebten und starben.

Mit ganz besonderm Nachdruck muß gegen die Annahme protestiert werden, Feuerbach habe sein Amt in Wien als bereits kranker Mann angetreten. Ich habe fünfundzwanzig Jahre bis zu seinem Tode das Glück gehabt, dem Künstler nahe zu stehen, und habe ihn nur gesund gekannt, bis ihn sein Unstern nach Wien führte, in dessen verrufenem Klima der halb zum Südländer gewordne allerdings schwer erkrankte; aber dieser Erkrankung waren zwei Jahre gewissenhafter und angestrebter amtlicher Wirksamkeit vorausgegangen. Daß diese kurze Spanne Zeit unmöglich ausreichen konnte zu einer durchgreifenden Reorganisation der tiefverrotteten Zustände an der Wiener Akademie, liegt auf der Hand, um so mehr, als Feuerbach keineswegs in herrschender Stellung, sondern nur in der Eigenschaft als Vorstand einer zu gründenden Schule für Historienmalerei an die Anstalt berufen worden war. Thatsache ist dennoch, daß die seiner Leitung anvertraute Klasse im zweiten Jahre ihres Bestehens die ersten Preise, der Lehrer selber aber die unbegrenzte Verehrung seiner Schüler davontrug, wie es auch Thatsache ist, daß nach seinem Weggang alles wieder in den alten Schlendrian zurückfiel.

Nicht viel unterrichteter als in den allgemeinen Personalien, erweist sich Dr. Jlg der letzten Schöpfung Feuerbachs, dem Titanensturz gegenüber, dem großen Plafondgemälde, das seit kurzem die Decke der Aula der neuen Akademie der bildenden Künste in Wien schmückt, und das für Jlgs Kritik (denn eigentliche „Erinnerungen“ sind es nicht) den Anlaß und Ausgangspunkt lieferte. Hören wir ihn selbst, es ist Feuerbachs „Vermächtnis,“ aus dem er zitiert, ohne es genau gelesen zu haben: „Als Feuerbach im Juli 1874 Hansens Entwurf zu der Decke des Saales zu sehen bekam, für welche er den malerischen Schmuck zu schaffen hatte, da schrieb er: »Er könnte auch einem Wartesaal erster Klasse angehören.«“ Obwohl er also mit Gemütsruhe voraussetzt, er habe es in der nunmehr ausgeführten Decke mit eben dieser Hansenschen Deckeneinteilung zu thun, und nicht weiß (ob schon es im „Vermächtnis“ zu lesen ist), daß Hansen mit echt künstlerischer Selbstverleugnung zu Gunsten von Feuerbachs imposantem Deckenplan auf seinen eignen Verzicht leistete, kann er doch nicht umhin, die Gesamtwirkung als eine entschieden monumentale und großartige zu bezeichnen. Daß von den acht Nebenbildern des

Titanensturzes vier von Feuerbachs Hand herrühren, nämlich der gefesselte Prometheus mit den klagenden Ozeaniden, die liegende Venus und die Gestalten des Uranos und der Gaea, weiß Dr. Zlg ebenso wenig. Ohne Blick und Gefühl für die sinnfälligen Stilunterschiede läßt er sie alle acht von Tenschert und Griepenkerl hinzukomponirt sein.

Die Frage, wie wohl das Urtheil über einen Kritiker lauten würde, der sich erlauben wollte, über einen Meister der Vergangenheit in ähnlicher Weise zu schreiben, möge sich jeder selber beantworten. Ich fühle keine Verpflichtung, eine kritische Arbeit dieser Art als das Ergebnis einer sachlich ernstern Untersuchung zu behandeln.

Dr. Zlg hofft das Heil für Oösterreich, wie er selbst zugestehet, „tief gesunkne Kunst“ von einem gewaltigen, elementar wirkenden, impulsiven, ja eruptiven Genie, das die Masse, ob sie nun unterrichtet sei oder nicht, mit sich fortzureißen und urmächtig nach deren Art zu erregen verstehe. Man muß zugeben, das heißt nicht schüchtern fordern; denn eine Kunst, die auf alle, gleichviel ob unterrichtet oder nicht — mit andern Worten also gebildet oder nicht gebildet — in derselben Weise hinreißend wirkte, gab es nie, giebt es nicht und wird es nie geben, selbst dann nicht, wenn diese Kunst in ihren Wirkungen auf die Grenzen Oösterreichs oder Wiens beschränkt bleiben und für das Volk im Reich draußen — Kaviar sein sollte. Wer eines Erlösers in diesem Sinne wartet, der darf des Wartens nicht müde werden, während sich der alte Spruch dabei erfüllen dürfte: Das Bessere ist der Feind des Guten.

München

J. U.

Lex Huene, lex Heinze und Staatspolitik. Mir wird immer ganz übel und weh, wenn ich in den Spalten unsrer erleuchteten Tagespresse den Ausdruck lex Huene und lex Heinze begegne. Als ich noch auf der Bank einer der altehrwürdigen württembergischen Klosterschulen saß, bekam meine Klasse einmal nach gutem altem schwäbischem Brauch, der die Stoffe zur lateinischen Komposition aus Himmel und Erde zusammenholt, einen Abschnitt aus Schopenhauer zum Übersetzen auf, der eine zornige Klage des Philosophen enthielt, daß der Stil der Deutschen immer läuderlicher würde und als Grund dafür anführte, daß die heutigen Zeitungsschreiber kein Latein und folglich auch kein Deutsch mehr lernten. (Es war das notabene vor der 1891er und 1892er Schulreform!) An diese Klage wird man erinnert, so oft man von der lex Huene und der lex Heinze hört, deren Urahn übrigens lex Kwitschala hieß und in der Wiener Judenpresse durch generatio aequivoca erzeugt wurde. Kwitschala war — oder ist — ein Professor der tschechischen Hochschule zu Prag, der das Gesetz über die sogenannte Utraquisierung der böhmischen Schulen einbrachte. Der Ausdruck lex Huene wäre so weit in Ordnung, als in der That die Römer die Gesetze nach den Antragstellern bezeichneten. Aber sie nahmen dazu nicht den Familien-, sondern den Geschlechtsnamen (nomen gentile oder nomen schlechtweg) und sprachen also von einer lex Julia, wenn beispielsweise ein gewisser Gaius Julius Cäsar ein Gesetz beantragt hatte, oder von einer lex Sempronia, wenn ihr Urheber z. B. Tiberius Sempronius Gracchus hieß. Da wir Modernen nun überhaupt das römische Geschlecht, die gens, nicht mehr haben, so haben wir auch keine Geschlechtsnamen im römischen Sinne mehr; wenn der Herzog fällt, so muß der Mantel bekanntlich nach. Folglich können wir den römischen Sprachgebrauch mit lex Julia überhaupt nicht nachahmen — lex Huenia wäre zwar nicht solches Ignorantenteinlatein wie lex

Huene, aber immer noch schlecht genug, und das ist auch gar kein Schade, weil überhaupt kein Mensch, der sich noch seinen gesunden Verstand bewahrt hat, einsehen kann, wozu gewisse Preßbengel ihren Lesern erst noch beweisen müssen, daß sie weder Latein noch Deutsch gelernt haben, und weshalb man nicht einfach sagen soll: das Huenische Gesetz. Das wäre freilich für ein hochpreisliches Publikum gar zu schlecht und recht; drum lebe die lex Huene und unsre Barbarei!

Noch bedeutend dümmere ist freilich der neueste Wechselbalg, die lex Heinze. In diesem Fall ist der Name nicht Subjekt, sondern Objekt des Gesetzes — eine Ausdrucksweise, von der die Römer keine Ahnung hatten; die erwähnten Preßdeutschen aber wissen auch davon so wenig, wie vom alten Rom überhaupt; sie erinnern sich höchstens, daß sie einst selbst Objekte von lex waren, als ihnen lex, legis, legi, legem mit dem Stab Wehe eingebläut wurde, und so stellen sie lex Heinze getrost mit ihrer durch keine Sachkenntnis getrübbten Fixigkeit neben lex Julia, den sumpferzeugten Berliner Zuhälter neben den Erneuerer Roms. Piget, pudet, poenitet, taedet atque miseret horum nos scriptorum!

„Da ich einmal das Wort habe,“ pflegte ein verfloßener schwäbischer Landbote zu sagen, so möchte ich gleich noch einen Unfug besprechen, der daraus entstanden ist, daß unsre Preßherven natürlich noch viel weniger Griechisch als Latein verstehen. Daher rühren nämlich die immer üppiger ins Kraut schießenden Zusammensetzungen mit Politik, wie Kirchenpolitik, Eisenbahnpolitik, Finanzpolitik. Politik, meine Herren, kommt her von dem Worte *πόλις*, das in der Sprache der Griechen Stadt und Staat bedeutete, und *πολιτικὴ* (zu ergänzen *τέχνη*) bedeutete soviel als Staatskunst. In Politik steckt also schon ein objektiver Genetiv, und es ist deshalb schon sehr bedenklich, von Kirchenpolitik d. h. von Kirchenstaatskunst zu reden. Wenn man aber auch *temporum ratione habita* — ich bitte im kleinen Meyer oder Brockhaus nachzuschlagen, was das heißt — ein Auge zudrücken und die drei genannten Politiken passiren lassen wollte als die Staatskunst, die sich auf die Kirche, die Eisenbahnen und die Finanzen bezieht — manchmal auch wohl richtiger beziehen sollte —, so ist doch ein ganz unerträgliches Schandwort, das mit jedem Mittel zu vertilgen ist, das Wort Staatspolitik, das ich vor so und so viel Jahren „erstmalig“ in der „Post“ gelesen habe, das aber seitdem, wie alles Unkraut, fröhlich emporgediehen ist und jetzt in Zeitungen aller Farben, die sich sonst auf den Tod hassen, gleichermaßen Bürgerrecht genießt. Dieses haarsträubende Erzeugnis der Unwissenheit ist nämlich bei Lichte gesehen nichts anderes als — Staats-Staatskunst!

Wie Strepsiades dem Sokrates auf die Strümpfe gekommen ist, da dringt er auf ihn ein und schreit: *βάλλε, βάλλε, παῖε, παῖε!* wirf ihn, wirf ihn, hau ihn, hau ihn! Nun, so werf und hau auch sie, die erwähnten Wechselbälge, hinaus aus unsern Tagesblättern, hinaus aus unsrer Sprache!

Allerdings. In einem vor kurzem gedruckten Aufsatz des zu der bekanntlich „zielbewußten“ sozialdemokratischen Partei gehörigen Ed. Bernstein, überschrieben „Der neueste Vernichter des Sozialismus,“ werden die Halbheiten verurteilt, die schwächlichen „freilich“ mit ihren hinterhertrabenden „indessen, democh.“ In Frau von Suttners „berühmtem“ Roman „Die Waffen nieder“ kommt ein Herr vor, der gegen die bekanntlich noch „zielbewußtere“ Logik der Friedensschwärmer immer Einwände hat, und den „wir,“ wie Frau von Suttner sagt, nur deshalb den „Herrn von Allerdings“ nannten.

Es ist nun merkwürdig, bei welcher Gelegenheit der Vorwärts, das so ge-

nannte „Zentralorgan,“ in seiner Nummer vom 22. Januar 1893 ein „allerdings“ (er führt das Wort übrigens auch sonst gern im Munde) durchaus nicht vermeiden kann. Auch der Vorwärts gedachte wie andre Blätter, „pietätvoll“ nach seiner Art, der Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten am 21. Januar „des denkwürdigen und ereignisreichen Jahres 1793 — des großen Jahres der großen Revolution.“ Ludwig war „nicht unschuldig,“ ihn erteilte eine „wohlverdiente“ Strafe, der Konvent fällte ein gerechtes Urteil, es wäre eine Geschichtsfälschung, Ludwig als Opferlamm für die Sünden seiner Vorfahren hinzustellen; „wenn die Todesstrafe überhaupt (!) für zulässig erachtet wird, dann war sie jedenfalls (!) diesem Monarchen gegenüber angebracht.“

Dann heißt es weiter: „Unsre Reaktionen, Konservative wie Liberale, sehen in den vielen Schicksalsfällen, die Frankreich erfahren [hat], eine Strafe für die Hinrichtung des Königs. In diesen hundert Jahren hat Frankreich allerdings (da haben wir: allerdings!) oft seine Regierung gewechselt; der Despotie, dem Militarismus, der Bourgeoisie ist es verfallen.“ Und nun folgen Redensarten, die dieses fatale „allerdings“ bemänteln sollen, „die mystische Weihe des Gottesgnadentums ist gründlich ausgerottet,“ „um Kopfhöhe ist das Volk gewachsen.“

Es ist doch wunderbar, daß auch der Vorwärts seine Erinnerungen an den Tod des unglücklichen Ludwig nicht ohne dasselbe „allerdings“ geben kann, das ihm die „bürgerlichen“ Blätter anzufügen hatten: allerdings hat in diesen hundert Jahren Frankreich oft seine Regierung gewechselt. Sehr richtig, Herr Vorwärts, Herr von Allerdings!

Der edle Jude. In einer Zeitung entdeckten wir dieser Tage unter dem „Bermischten,“ in das jetzt allerlei unauffällig hineingesteckt wird, was in dem hellern Lichte der Leitartikelseite anstößig sein könnte, eine rührende Anweisung: „Wie man Rothschild wird.“ Wie interessant! Wer möchte nicht gern Rothschild sein, auch wenn er sich so „sauer“ wie die Rothschilds werden lassen müßte, um den Grundstein zu einem riesigen Vermögen zu legen! Aber es ist gar nicht so schwer, steinreich zu werden. Der ältere Baron Rothschild in London hat nämlich in seinem Bureau einen Anschlag — „selbstredend“ mit Goldrahmen eingefast — hängen, worauf es steht, wie gemacht werden muß, und zum Überfluß fehlt auch die anspornende Überschrift nicht: „Zur Nachahmung empfohlen.“ Unter den guten Lehren, die man nachzuahmen hat, um Rothschild gleich zu werden, heben wir als besonders nützlich folgende heraus: „Benutze deine Zeit stets gut“ (natürlich! denn, sagt der Engländer, time is money). „Bezahle deine Schulden prompt“ (natürlich! denn wie ich dir, so du mir). „Sei tapfer im Kampfe ums Dasein“ (denn Geldmensch sein heißt ein Kämpfer sein). „Scheue Spirituosen“ (besonders die von schlechtem Spiritus). Schluß: „Arbeite hart, und der Erfolg wird dir im Leben nicht ausbleiben“ (Beweis: Sieh mich an, wie ich mich abgearbeitet habe, und der Erfolg ist mir im Leben nicht ausgeblieben. Also gehe hin und thue desgleichen, und du wirst ein ebenso edler, weiser und reicher — Jude werden, wie ich, Rothschild, es bin).

